

(Nachdruck verboten.)

71]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Aber sie weinten trotzdem, wie heimatlose Tiere jammerten sie und streiften unruhig suchend umher; nun brannte das Waldesdickicht, ihr herrlicher Versteck. Was ging die übrige Stadt sie an? Die war gar nicht da für sie; es war, als gäbe es keinen Zufluchtsort mehr für sie auf der Welt. Jeden Augenblick entfernten sich einige von ihnen und wollten wieder nach der Brandstätte hin wie Pferde, die in den brennenden Stall zurück zu gelangen suchten. Pelle konnte sich keine Trostgründe parieren; sie waren ein Stamm für sich, eine andere Art Menschen. In dem düsteren unergründlichen Bauch der „Arche“ hatten sie sich eine Welt von Armut und von äußerstem Elend eingerichtet, und in ihrer Sorglosigkeit sie so phantastisch bunt gestaltet wie den Reichtum und das Glück selber. Und nun brannte ihnen das Ganze ab!

Das Feuer war schonungslos, seinen reinigenden Flammen konnte nicht viel widerstehen. Die Flammen führten ganze Bänke alter Tapeten hinaus und warfen sie halb verbrannt auf die Straße. Da waren viele Schichten über einander gefleischt, viele Farben und Muster schlugen halb durcheinander und wurden zu wunderlichen Phantasiabildern. Und auf der Rückseite dieser Bänke sah eine Schicht wie von geronnenem Blut; das waren die verkohlten Reste von der geheimen Welt der Alkoven, die Feuertiere, die den Schlaf der Kinder mit Träumen erfüllten und in ihren kleinen müchselförmigen Körpern den verzehrenden Duff von der Finsternis des armen Mannes umschlossen! Und jetzt mußte die „Arche“ bis auf den Grund durchglüht sein, denn die Ratten singen an auszuwandern. Sie kamen in langen, sich windenden Reihen aus dem Sonnengang heraus und herauf aus den Kellern des Eisenhändlers und der Trödlerin, die alten reudigen Männchen an der Spitze, die mitten am Tage die Müllkästen heimzusuchen pflegten! Die Zuschauer jagten sie suchend wieder in das Feuer zurück. Um zehn Uhr fiel die Feuersbrunst sichtlich, und die Aufräumungsarbeiten konnten beginnen. Die Volksmenge zerstreute sich, ein wenig enttäuscht, daß es so schnell vorüber war. Die „Arche“ war ein Puffwerk! Es war auch nicht eine Stiege ehrliches Brennholz an dem ganzen Trödel dran gewesen.

Pelle nahm Frau Johnsen und ihre kleine Enkelin mit sich in sein Logis. Die Alte hatte die ganze Zeit gemurmelt; sie fürchtete sich, der öffentlichen Fürsorge übergeben zu werden. Als sie aber hörte, daß sie mit zu Pelle kommen sollte, beruhigte sie sich.

Auf dem Hojbroplatz begegneten sie dem ersten Abfuhrwagen, der ausfuhr. Er war mit grünen Girlanden und kleinen Dannebrogslaggen geschmückt.

37.

Der nächste Morgen brach mit hohem, hellem Sonntagswetter an. Etwas daran erinnerte an Ostern, an den Ostermorgen der Kirchenlieder mit der reinen Auserstehungslust! Der „Arbeiter“ läutete den Tag ein mit einem großen festlichen Leitartikel, einen Gruß an die Morgenröte, und forderte die Unterlassen auf, sich am Nachmittag zu einer Rieserversammlung auf dem Gemeindeanger einzufinden. Da herrschte den ganzen Vormittag hindurch große Geschäftigkeit, die Garderobe mußte nachgesehen werden, der Proviantkorb sollte gepackt und Flaschenjutter beschafft werden. Man half einander quer über die Treppengänge hinweg, lieb und entlieh. Dies sollte ja nicht nur ein Fest des Sieges sein, es war auch als Demonstration gedacht. Das war ganz klar; die Welt sollte sehen, wie gut man noch zusammenhing nach diesen Wochen der Aussperrung! Es galt sich vollzählig einzufinden und sich so gut wie möglich zu präsentieren.

Am Nachmittag strömten die Leute von allen Seiten auf das Volkshaus zu; es sah aus, als sei die ganze Stadt auf der Wanderung nach diesem Punkt hin begriffen. Drinnen in dem großen Hof und durch die breite Straße, ganz bis zur Hauptstraße herauf, scharten sich die Fachvereine um ihre

Fahnen. Die Aufstellung war im voraus genau festgelegt, alles ging wie am Schnürchen; man war gewohnt, mit den Massen zu operieren. Da war kein Herumrennen, jeder fand mit Deutlichkeit seinen Platz. Pelle und Stolpe, die den Plan entworfen hatten, gingen zurechtweisend an den Reihen entlang.

Mit den Männern machte es keine Schwierigkeiten; aber die Frauen und Kinder hatten natürlich die Anordnung mißverstanden. Sie sollten geradezu nach dem Anger hinauswandern, stellten sich aber hier mit ihrer Bepackung auf. Sie standen da und drängten sich auf beiden Bürgersteigen zusammen, und als sich der Zug in Bewegung setzte, brachen sie auf und schlossen sich dem Zuge an den Seiten an. Sie hatten mitgekämpft und gehörten mit hierher an die Seite von Batern. Das wurde ein Fahnenzug mit doppelten Wänden. Hatte man je so etwas gesehen!

Nein, so etwas von Volkszug hatte die Stadt noch nie gesehen! Gleich einer Riesenschlange fuhr er fort sich zu entrollen; als der Kopf am Ende der Straße war, lag der größte Teil des Körpers noch im Hausen. Aber was war denn da vorne los? Der Kopf bog ja nach der verkehrten Seite um — nach der Stadt zu, statt den geraden Weg nach dem Anger zu nehmen, den die Polizei abgesteckt hatte! Das geht nicht an! Das führt zu einem Zusammenstoß mit der Polizei! Seht zu, daß Ihr Pelle zu fassen kriegt, damit er den Strom wendet, ehe ein Unglück geschieht! — Pelle? Der geht ja doch an der Spitze! Er selbst hat sich in der Richtung geirrt. Ach, dann ist nichts dagegen zu machen. Was in aller Welt fällt ihm nur ein?

Pelle geht in der ersten Reihe neben dem Fahnenträger. Er sieht und hört nichts, schaut nur lichten Blickes hinaus, über den Kopf der Strahlenmenge hinweg. Seine Haut ist noch vom Brandrauch geschwärzt, die Haut schält sich von den Händen ab. Bart und Haar sehen sonderbar gestuft aus, und die Brandwunde auf der Wange zieht die Haut zusammen. Da ist nur eins, was er fühlt: diesen Tritt von fünfzigtausend Mann im Takt! Als Kind hatte er das in Träumen erlebt, hatte es wie ein Brodeln von da draußen her gehört, wenn er den Kopf auf das Kissen legte. Das ist die große Völkerwanderung, und nun führt er die Schar ins Land hinein! — Wo sollte der Weg wohl hingehen, wenn nicht durch die Hauptstadt?

Am Nordertwall hielt die berittene Polizei und sperrte die innere Stadt ab. Sie hielt quer über dem Fahrweg und ließ die Pferde ihren Hinterteil der Prozession zuwenden, um sie zum Abbiegen zu zwingen. Aber sie wurden zur Seite gedrängt, und der Strom glitt weiter; nichts konnte ihn aufhalten!

Die Hauptstraßen hinab geht es schwer, wie eine dickflüssige Masse, die sich mühsam den Weg bahnt und nicht zurückzuhalten ist. Eine friedliche Nacht liegt über ihr ausgebreitet. Wer wagt es, die Verantwortung zu übernehmen und da hineinzuhauen? Die Polizei folgt dem Zuge wie wachsame Hunde, und auf dem Bürgersteig stehen die Leute an die Mauern gedrückt; sie begrüßen oder bespotten die Prozession, je nachdem es Freunde oder Feinde sind! Oben hinter den großen Spiegelhäusern stehen festlich gekleidete Herren und Damen und Iorgnettieren den Zug mit einem halb spöttischen, halb unruhigen Lächeln? „Was für eine wunderbar verhungerte, unsoignierte Welt ist doch das, die plötzlich aus der Unterwelt aufsteigt und die Hauptstraßen in Besitz nimmt? Und die Fabrikanten stehen da oben hinter den durchsichtigen Gardinen und murren: „Was für eine neue Demonstration ist denn das? Nun hat man ihnen Pardon gegeben, und statt nun still an ihre Arbeit zu gehen und es sich zur Lehre dienen zu lassen, fangen sie an, Parade abzuhalten, um zu zeigen, wieviele ihrer sind. Ja, und wie der Hunger sie abgemagert hat!“

Und eine wunderliche Parade ist dies nach jeder Richtung hin; wollten sie demonstrieren, wie hart man gegen sie gehandelt hat, so hätten sie es nicht besser machen können! Von der Schlacht gekennzeichnet sind sie alle: bleich, fahl, schlecht in Kleidern; das Beste von ihrem Staat hängt in dem großen gemeinsamen Kleiderschrank, dies hier ist zusammengeklüfft. Der Hunger hat ihre Gesichter geläutert; sie gleichen weit eher einem Zuge von Seelen, die die schwere Erde von sich abge-

schüttelt und sich nun darangemacht haben, Besitz von der Welt des Geistes zu ergreifen, als Leute, die neues Land für sich und ihre Nachkommen erobern wollten. So ein Zug von Eroberern, sie hinken ja alle! — Eine flügelharme Schar, die dennoch den Flug versuchen will. Und wohin wollen sie denn ziehen?

„Ins Land des Glücks woll'n wir ziehen!“ stimmte einer der Gesanghören an.

Und wo liegt denn dies Land? Hat jemand von Euch es in wachem Zustande gesehen — oder waren es nicht böse Träume, die der Hunger gezeugt hat? Ght Euch nur einmal wirklich satt, Leute, und laßt uns dann miteinander reden! Was ist denn da überhaupt auf der anderen Seite? Die Leere, die Euch gebar und noch wahnsinnig in Eurem ausgehungerten Blute köcht? Oder das Land des Lebens? Beginnt denn jetzt eine neue Welt für Euch? Oder ist der Fluch ewig, der Euch gebar, Sklaven zu sein?

Es liegt ein eigener, sicherer Laft in ihrem Schritt, der alles überläßt: Wir sind Matadore, so arm wir auch aussehen! Vier Millionen Kronen haben wir gebraucht, um den Kampf zu führen, und zwanzig Millionen sind dabei draufgegangen, weil man die Arbeit unserer Hände zum Stillstand brachte! Wir kommen aus der Finsternis und gehen dem Licht entgegen; niemand kann uns zurückhalten! Hinter uns liegen Hunger und Elend, Unwissenheit und Sklaventum, vor uns liegt ein glückliches Leben, beschienen von der aufgehenden Sonne der Freiheit! Von heute an ist eine neue Zeit angebrochen, wir sind ihre jungen Kräfte und fordern die Macht für die zehntausend Familien! Die Wenige, haben lange genug geherrscht!

Unerfütterlich marschieren sie dahin, trotz der Wunden, die noch schmerzen müssen, da sie ja hinken! Warum sollten sie wohl zweifeln?

Hört, sie singen! Geifer tönt es aus den fünfzigtausend Kehlen, als sei der Gesang seitgerostet oder müsse sich erst lösen. Ein neues Instrument, das noch nicht vom Meister gestimmt ist; die ersten Töne sind Mißtöne! Aber der Gesang läuft hin und her durch den Zug in rhythmischen Wellen; das Ganze ist ein wandernder Körper; die Augen werden durchglüht und brennen von dem schwellenden Nachtgefühl, die Wielen zu sein. Und der Ton wird mächtig dadurch, ein Gewitter, das sich bis zur Häuserhöhe erhebt: Bald wird es tagen, Brüder!

(Fortsetzung folgt.)

Berlin im 18. Jahrhundert.

2. Handel und Wandel.

Die amtlichen Verordnungen wie die Zeitungsanzeigen von Privaten, aus denen Consentius sein Material gesammelt hat, erschienen in den Intelligenzblättern. Auch diese bestanden in Abhängigkeit vom Herrscher, insofern als man ausschließlich oder doch zuerst in ihnen inserieren mußte und die Gebühren dafür (neben anderen) dem neuen Potsdamer Militärwaisenhaus zufließen. Zu anderen Zwecken die Presse zu fördern, entsprach nicht dem preussischen Regime.

Die erwähnte Beschränkung des Materials ergab sich aus der Besonderheit dieser Quellen. Sie betreffen vorwiegend den gutbürgerlichen Durchschnitt. Die Speisen eines Inzerats mußten einer gewissen Höhe des Einkommens und des Umsatzes entsprechen. Von den unteren Volksschichten, wozu damals der verhungerte, verprügelte Berufs soldat gehörte, erfahrene wir wenig. Von erwünschten, gewiß nicht häufigen Ergänzungen zu dem Leben der ärmeren Klassen, die die wachsende Industrie sich tributpflichtig machte, findet man eine in Wielands Zeitschrift „Deutscher Merkur“ vom Ende der Regierung Friedrichs II. Da liest man von dem Raffeln der Wollen-, Seiden- und Leinen-Weberstühle, von den einsidigen Holzhütten in den langen, ungepflasterten Straßen der Stralauer Vorstadt, von dem Elend der vor Armut halbnackten Bewohner. So berichtet 1798 der königliche Leibarzt Formey von der Wohnungsnot der arbeitenden Klasse, von dem dadurch bedingten Elend und der hohen Krankheitsziffer unter ihnen, von der besonders schädlichen Tätigkeit in den Leinewerklagen. Noch 1843 war nach Ribicin die Sterblichkeit in den älteren Vierteln größer als in denen neuen.

Eine Gattung dieser Klassen ist es jedoch, die Consentius ausführlich berücksichtigen kann: das Gesinde. Eine sehr detaillierte, 1718 erlassene Gesindeordnung, die das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und -nehmer regelt und bis 1748 bestand, betrifft die Domestiken im engeren Sinne. Auf die Uebertragung der darin enthaltenen Bestimmungen standen Geld-, Gefängnis- und Zuchthausstrafen, Karrendienst oder Verweisung aus der Stadt. Allerdings konnten die Uebertragungen bis auf eine nur

von den Domestiken begangen werden. Das einzige nämlich, was dem Brotherrn als strafbar untersagt blieb, war: mit dem Lohn über die festgesetzte Tage hinauszugehen. Diese Tage betrug zum Beispiel für einen Kutscher bei 4 oder 8 Pferden bis 18 Taler, für eine gute Köchin, die dasselbe wie ein Koch kann, bis 18 Taler, für ein Kindermädchen 8 Taler. Erst nach drei Jahren war eine Zulage erlaubt; in einer neuen Stellung mußte dieselbe Wartezeit eingehalten werden — ein zuverlässiges Mittel, den Dienstwechsel möglichst zu verhindern. Unterbieten dagegen durfte der Herr die Tage getrost, wie er auch das Recht hatte, den Domestiken vor Ablauf des vereinbarten Jahres, lediglich gegen den laufenden Quartalslohn zu entlassen, von ihm die Unterstellung seines gesamten beweglichen Eigentums, als Sicherung gegen etwaige Unselbstlichkeiten, zu verlangen, diese Sachen bei Diebstahlsverdacht zu revidieren, ihm den Gesamtlohn erst bei Verlassen des Dienstes zu zahlen. Demgegenüber hatte das Gesinde so gut wie gar keine Rechte. Interessant ist hier bereits ein behördlicher Angriff im Interesse der Herrschaft gegen die Koalitionsfreiheit der Diensthöfen. Die Polizei verhaftete sämtliche Teilnehmer einer auf Besserung ihrer Lage gerichteten Zusammenkunft und der Richter beurteilte sie zu Wasser und Brot oder Arbeitshaus. Eine von den bereideten Gesindevermittlerinnen hatte wohl zu der Verschwörung ihre Hand geboten; sie war den stellungslosen Mädchen in nicht immer unbedenklicher Weise gesällig und hilfreich, ließ sie für sich stricken und spinnen oder zog mit ihnen auf die Dörfer, um sie an die Soldaten zu verknüpfeln. Die begreifliche Rehrseite dieser (wie jeder) Rechtlosigkeit des Hauspersonals war die oft unerlaubte Selbsthilfe, der die obrigkeitliche Gewalt mit neuen draconischen Gegenmaßnahmen entgegentrat. Der Hausdiebstahl der Domestiken wurde bis zum Werte von 50 Talern mit vier Jahren Festungsarbeit oder Spinnhaus bestraft. Ueberstieg der Wert aber diese Summe, so stand auf das Delikt unerbittlich der Galgen. Eine zufällige Differenz von Groschen entschied also über Leben und Tod. Bekannt sind die dank dieser Bestimmung verübten Justizmorde. In der Bräuderstraße kannten die Eingekessenen noch bis ins 19. Jahrhundert nahe dem Nicolaischen Hause ein solches Galgenhaus; der Galgen wurde zur größeren Wirkung vor dem Hause der Tat errichtet.

Nicht unter der Gesindeordnung stand die Beschließerin oder Ausgeberin, die selbständig das Haus führte, die Gesellschafterin oder Kammerfrau, die meist aus einem Bürgerhause stammte, nicht wie die meisten Mägde vom Lande. Der Lalai mußte Schneider und Haarkünstler sein, überhaupt des Herrn Garderobe besorgen. Konnte er schreiben und rechnen, nach französischem Muster bei Tisch den Braten anrichten, womöglich selbst französisch sprechen, so war er ein gesuchter Reisebegleiter, ja soviel wie ein echter Kammerdiener. Das Wichtigste blieben aber doch die Lalaienfertigkeiten, nicht die Gelehrsamkeit. Das erfuhr das akademische Proletariat, das in Preußen zeitig gedieh, wenn es mit den handfertigen Domestiken in Konkurrenz treten wollte. Man nahm wohl einen armen Studenten als Sekretär an; mehr als ein Kammerdiener war er deswegen nicht. Oder er wurde Informator, Hauslehrer bei den Herren Söhnen; der ungebildetste Franzose, der Außerlichkeiten anzudressieren mußte, galt ihm gleich. Das Ende seiner Informatorkarriere blieb günstigstenfalls, daß er als Hofmeister die jungen Herrn auf die Universität begleitete: er war und blieb ein Bedienter. Ein guter Koch war der Herrschaft wichtiger. Der Lalai war — bezeichnend genug für den Gesellschaftsbau der Zeit — der König seines Standes und der Tyrann seines Brotherrn. Er mochte Langfinger machen und noch so oft dem Dienst entlaufen, er fand immer seinen Dienst, er wurde überall gebraucht. Auch der Philosoph von Sanssouci vermochte seine Untertanen nicht von dem höheren Wert eines akademischen Bedienten zu überzeugen. Noch 1780 lesen wir von einer Gegenüberstellung seines erbärmlichen Daseins einerseits und des herrlichen der französischen Kamjell andererseits: sie ist nach der gnädigen Frau die erste Dame im Hause — er rangiert kaum mit dem ersten Virebedienten. Das war der unausrottable Geist der in Preußen souveränen Klasse, des Krautjunktums, dem die Regenten ebenso unterlagen wie die Bevölkerung. Ihre mittelalterliche Kauflust hatte sich zum modernen Militärwesen gewandelt; ein äußerer Schliff, unter dem sie ihr Barbarentum verbergen konnten, befriedigte ihr Kulturbedürfnis vollauf.

Militärisch war das ganze städtische Bau- und Feuerlöschwesen geleitet, militärisch-junkerlich wurde auch das ganze Wirtschaftsleben regiert. Daß man den Städten Kantonsfreiheit gegeben hatte, sie von der Militärwerbung verschonte, hatte den zwingenden praktischen Grund, fremde Handwerksgefallen nicht von der Zuwanderung abzuschrecken, auf diese Weise den Bevölkerungszuwachs und den Gewerbefleiß zu beschränken. Der Begriff des Staates existierte in der wirtschaftlichen Praxis jener Tage vollends nur auf dem Papier. Wirtschaftlich gesehen zerfiel nach dem Wunsche der Regierenden das ganze Land in unzählige Bezirke, die jedesmal in einer Stadt mit dem sie umgebenden platten Lande bestanden. Von diesem aus hatte der städtische Fabrikant seine Bedürfnisse zu decken, sollten sich Brauer und Branntweindrenner ihr Rohmaterial beschaffen, kamen die Waren auch nur aus Gegenden jenseits der Oder oder Elbe, so versiefen sie bereits einem Egtragoll. Doch schon die

Stätten der Arbeit.

(Ausstellung in der Galerie Arnold, Dresden*).

übliche Akzise, die eine Konsumtionssteuer war, sorgte dafür, daß von einer Stadt in die andere ohne besondere Not nichts eingeführt wurde. Die Akzise erschwerte, ja verhinderte den Handelsverkehr zwischen den einzelnen Städten, und das war nach Wunsch der Machthaber. Die Städte waren nicht für sich, nicht für einander da, sondern nur Magazine für das flache Land, auf dem der Junker regierte — joubetäner regierte, als zu regieren sich je ein absoluter König vorgespiegelt hatte.

Auch die Akzise war in Brandenburg ein Produkt des Militarismus. Um die Kosten für das erste stehende Heer aufzubringen, hatte sie der Kurfürst Friedrich Wilhelm eingeführt. Diese Akzise blieb lange Zeit der wesentlichste Beitrag des Städters zu den Staatslasten. Der Landmann leistete direkte Abgaben, den Gutsbesitzer oder die Kontribution. Die indirekte Abgabe der Akzise wurde am Tore oder an den „Bäumen“ (den beiden Flußsperrten, die nachts wie die Tore geschlossen wurden) von allem erhoben, was dem Luxus wie dem Bedürfnis des Bürgers diente, von allen Lebensmitteln wie von allen Wohnungs- und Kleidungsstücken. Die Erhebung erforderte außer der Ueberwachung der Mauer ein umfangreiches Personal von Baum- und Tischschreibern, von Beamten auf dem Posthof und dem Posthause. Sie revidierten alles, ob Personengepäck oder Kaufmannsgut, mit nachfolgendem umständlichen Schreib- und Zahlungsverfahren. Zum Schutze der einheimischen Manufaktur wurden gewisse Waren überhaupt zurückgewiesen. Auf Luxusartikel standen so hohe Sätze, daß diese als Schutzzölle einem Einfuhrverbot gleichkamen. Der Kaufmann hatte neben der Akzise des Privatmannes noch eine Handlungssatzise zu entrichten, da er die Ware nicht zum eigenen Gebrauch, sondern zum verhandeln benötigte, also eine Gewerbesteuer. Der Bauer, der Lebensmittel einfuhrte, zahlte Konsumtionsatzise, der Viehhändler dagegen, der Vieh gekauft hatte, um es weiterzukaufen, erlegte die Handlungssatzise, die wiederum nicht der Bauer zu zahlen hatte, der sein eigenes Vieh hereinbrachte, auch nicht der Schlächter, der lebendiges Vieh für seinen Scharren gekauft hatte; ihn traf nur die Schlachtatzise. Die Deliktsteuer betrug fast das Doppelte der üblichen Konsumtionsatzise, 8 Proz.; sie hatte es schon mit einem recht umfangreichen Material zu tun: mit Nürnberger Nudeln und Westfälischen Schinken, Hamburger Räucherzungen und Pommerschen Spitzgänsen, spanischen Feigen, italienischen Nüssen, Archangelschem Lachs, mit Morcheln und Champignons, Oliven und Kapern. Italienische Händler führten viel ihrer Landesprodukte ein und wurden trotz reichlicher Schikane dabei reich, namentlich sobald sie sich entschlossen hatten, festen Aufenthalt zu nehmen; der „Italienerhändler“ war noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die von Feinschmedern gesuchte Stelle für Magen und Kehle. Die höchste Akzise aber stand auf Tee, Kaffee, Schokolade und fremden Tabak. Schokolade wurde mit 33—66 Proz., Kaffee mit mehr als 100 Proz. besteuert und Zucker noch höher. Während man für einheimischen Tabak nur 2 Groschen Akzise pro Zentner zu entrichten hatte, zahlte man für fremden 5 Groschen auf das Pfund. Besonders bemerkenswert nun ist es, daß diese hohen Sätze, die weder durch den Produktions- oder Transportwert noch durch die Unentbehrlichkeit der betreffenden Genussmittel allein gerechtfertigt, sondern aus protektionistischen Rücksichten angelegt waren, den Waren noch zu allem einen fiktiven Extrawert verliehen: man hatte zum Kaffee- oder Teegenuß, der begreiflicherweise selten blieb, besonders kostbares Mobiliar und Geschir, Lattische mit goldenen Landschaften und ostindisches oder japanisches Porzellan. Solche Paritäten hielt der „Materialist“, der Großkaufmann der damaligen Zeit. Sein Laden war Warenhaus und Bazar, in dem von Zeit zu Zeit Ausverkäufe und Auktionen veranstaltet wurden. Für ihn war eine besondere Großhandlungssatzise eingeführt, die weder Verbrauchssteuer noch Handlungssatzise war, sondern eine Gebühr für unbesteuerter auf dem Posthof liegende Waren. Indem diese dort versiegelt lagen, sparte der Materialist den Speicher und konnte, wenn er direkt von dort aus verkaufte, die Verbrauchssteuer den Käufern aufsalzen, ein beliebtes Verfahren bei Tabak, Seringen in Fässern usw. Die königlichen Güterverwalter auf dem Posthof dienten ihm dabei als Speditoren. Demgegenüber waren die Händler, die Kleinhändler von Lebensmitteln, die in ihren Buden der engen Marktstraßen saßen, um so jämlicher gestellt. Sie rekrutierten sich zum Teil aus Soldaten und ihren Weibern, die bekanntlich auf Nebenverdienst angewiesen waren, da der Regimentskommandeur von seiner Gage die Besoldung zu zahlen hatte und, um möglichst viel davon in die eigene Tasche zu wirtschafte, nicht mehr Leute unter der Fahne hielt, als unbedingt erforderlich war. Die Höler durften weder einen richtigen Laden haben, noch ließ man ihnen in bezug auf Einkauf und Verkauf freie Hand. Das durften sie nicht auf dem Lande kaufen, jenes überhaupt nicht führen und ein Drittes wiederum nur von den Materialisten beziehen. Da sie aber beim Verkauf nicht über die öffentliche Lage hinausgehen durften, zu der einzukaufen sie selbst gezwungen waren, so war in zahlreichen Fällen ein Verdienst illusorisch; sie waren genötigt, die Bestimmungen der Taxe zu übertreten. Wir sehen also, daß sich nicht nur innerhalb desselben Berufs zwei Klassen streng geschieden hatten, die sich zu völligen Gegensätzen in bezug auf ihre ökonomische Macht zu entwickeln strebten, sondern daß auch die Staatsgewalt diese ökonomischen Unterschiede dadurch respektierte, daß sie dem Mächtigen Vorrechte gab, dem Schwächeren aber zu allem Vorschriften auferlegte, deren strikte Erfüllung fast seine Existenz in Frage stellte.

A. S. Cohn.

Was diese Ausstellung zeigen will, ist eigentlich etwas Selbstverständliches. Wir sollen zu sehen bekommen, wie hingehend die Maler sich an die Häfen und Fabriken, an die Bahnhöfe und Großstadtstraßen, an die Werften und Maschinenhallen verlieren, mit welcher Leidenschaft sie diese Stätten der modernen Arbeit gestalten. Es ist gewiß interessant, all solche Bilder einmal nebeneinander zu sehen; es wäre wunderbar, wollte es nicht ein leichtes sein, eine Fülle von Beispielen zusammenzubringen. Es ist nicht neu, daß die Arbeitsstätten den Maler fesseln; eine Zeit, die ihr Wesen in den Problemen der Arbeit beinahe erschöpft, muß notwendig die Arbeit und ihre Stätten auch der Kunst zum Thema geben. Das gehört zu der materialistischen Bedingung aller geistigen Geschehens.

Schon auf den Bildern, die noch ganz den Heiligen dienen, wurden heimlich, wenn auch mit Lust, die Arbeitsstätten geschildert. Sowie die Malerei zur Wirklichkeit erwacht war, suchte sie den Pulsschlag des Lebens. Jan van Eyck stellt eine Madonna in ein gotisches Kirchengewölbe; durch die Fenster sieht man hinaus über die Stadt dahin, sieht die Bürger in den Straßen den Handwerken nachgehen, sieht draußen vor den Toren die Bauern das Feld bestellen. Wenn Dürer im Marienleben die Werkstatt Josephs schildert, so freut es ihn, die Einzelheiten des Handwerks aufzuzählen, die Art, den Hobel, die Arbeitsbank. Und man kann nicht einmal sagen, daß bei solchen Schildereien die Heiligen gegenüber den irdischen Einzelheiten die Hauptpersonen blieben; wer weiß, ob Dürer sich nicht zumißt an dem Zimmermann gefreut hat. Immerhin, es läßt sich eine Entwicklung feststellen für das Tempo, nach dem die Götter und die Könige aus den Bildern verdrängt wurden, um dem bisherigen Hintergrund, der Landschaft, dem Markt, der Werkstatt und dem Volk, den Platz zu räumen. Das geschah nach dem Maß, wie der Mensch sich aus der Furcht befreite und der Bürger die Sklaverei zerbrach. Die Holländer, nachdem sie den Befreiungskampf der Niederlande geschlagen, ließen das Volk laut und stürmisch in die Bilder dringen. Die Bilder der Heiligen hatten sie verbrannt; dafür malten sie jetzt Bauern in der Kneipe, trinkend und raufend. Sie malten aber auch sonst das Volk bei der Arbeit und beim Spiel, in den Booten, die zum Fischfang fahren und auf dem Eis, im Getummel des Winters. Für Rembrandt war das Proletariat von Amsterdam, war der Jude des Ghettos bereits ein Medium, die Wunder des Lichtes und das Drama der Finsternis zu offenbaren. Der Hofmaler Velasquez durfte so radikal nicht vorgehen; er malte eine Schmiede des Vulkan, auch Spinnerinnen bei der Arbeit; er malte diese Szenen ein wenig nobler als die Wirklichkeit, ein wenig geschminkt, höflich zubereitet. Auch Murillo, als er die Straßenjungen, die eine Melone schluden, auf die Leinwand brachte, hat seine ruppigen Modelle zuvor ein wenig gewaschen und poliert. Die Götter und die Selben spukten diesen Malern noch im Gemüt. Bis dann Goya kam, der das Grauen des Bürgerkrieges und die Schrecken der Revolution in rücksichtsloser Wirklichkeit auf die Kupferplatte riß. Wenn er die Opfer der Inquisition, die Geheulten und Gedroselten der napoleonischen Soldateska aus dem Dunkel der Gespensternächte tauchen läßt, stöhnt und schreit das Volk dem selbst die Freiheit zu einer Groteske des Jammers wurde.

Die Zeit stürmt zum Ziel, und bald kann Daumier in seinen Bildern und Radierungen den Vulkan des Volkes verklären. Und Courbet gibt mit den Steinlopfern, die er so malt, wie sie in harter Wirklichkeit am Wege hocken, ein Manifest von der Wandlung, die den Göttern und Königen den Dienst auskündigte und nur noch der Natur und dem Menschen, den unerschöpflichen Kräften des Waldes und dem Arbeiter Altäre bauen will. Es hat vielleicht mehr Bedeutung als nur die einer Episode, daß dieser Courbet als ein Mitglied der Kommune aus Frankreich verbannt sterben mußte. Millet ist bereits ein Bote des Sieges. Der Sämann, den er in Einsamkeit vor den unendlichen Horizont eines aufgedrohenen Aders stellt, hat wahrhaft den Platz genommen, der einst dem heiligen Andreas oder der Jungfrau gehörte. Diese Bauern Millets, die wie ein überirdisches Geschlecht aus der Erde wachsen, haben etwas Prophetisches. Was Rembrandt ahnte, ist Wirklichkeit geworden: das Mysterium des Lichtes vollzieht sich an den Lastträgern. Von nun an ist das soziale Motiv der Kunst ebenso selbstverständlich wie notwendig. Meinier ist nicht mehr ein Kämpfer, bereits einer, der Denkmale baut. Er läßt die Arbeiter des Bergwerks, die Genossen des blinden Grubenpferdes, das Maß der hellenischen Maffisi ausfüllen; er steigert die brutale Wirklichkeit zu verklärten Symbolen. Die Entwicklung hat entschieden: der Arbeiter und die Arbeitsstätte stehen im Zentrum der Welt. Die Kunst braucht das pulsende Leben nicht mehr heimlich in die Bilder zu schmuggeln; das Leben brach alle Konventionen. Der Maler braucht nur zuzugreifen; was er auch immer gestaltet, die Häfen und Fabriken, die Bahnhöfe und Großstadtstraßen, die Werften und Maschinenhallen, das alles wird von ihm erwartet als eine Verkündigung der lebendigen Welt. So malte Menzel das Eisenwalzwerk und Liebermann die von hastenden und handelnden Menschen vollgestopften Gassen mit der

*) Im Herbst wird diese Ausstellung auch in Berlin zu sehen sein.

Wählen Objektivität, die nicht mehr entdecken will sondern Selbstverständliches vollzieht.

In solchen Zusammenhängen betrachtet, verliert die Dresdner Ausstellung das Programmatische, das ihr dem Titel nach vielleicht anhaften könnte. Es gibt da nichts mehr zu beweisen. Nicht daß die Arbeitsstätten gemalt werden, das Umgekehrte wäre merkwürdig. So kann man also auch diese Bilder auf ihre individuelle Art und ihre Qualität genau so sachlich prüfen, wie das mit irgendwelchen Stillleben oder Bildnissen geschehen würde.

Da ist zunächst Eugen Bracht; er malt die Fabriken ein wenig sentimental und dünn. Arriur Kampf macht gar aus dem Arbeiter eine Modellpuppe, die zufällig einen Hammer in die Hand bekam. Weit richtiger trifft Gotthard Kuehl die spröde Stimmung eines Hausabbruches; er ergötzt sich an dem Geruch aus faulen Mauertönen, brödelndem Ziegelrot und dem verstaubten Gelb geborstener Wände. Kaldreuth ist als Maler eine ähnliche Natur, nur vornehmer, weil zurückhaltender, nur malerischer, weil weniger bunt. Er zeigt ein Bild des Hamburger Hafens; auf dem schweren Wasser der Elbe lastet Qualm und Rauch. Viel lustiger sieht Carlos Grethe die wechselnden Bilder ladender und ausladender Schiffe. Und selbst gegen solche Art wirkt Friedrich Oswald, der Münchener, wie ein Revolutionär. Mit federfreude an pikanter Farbigkeit läßt er die volgestrichenen Wädel umherliegender Tonnen feuerwerken. Ihn reizt das Chaos des Raids, das Durcheinander rangierender Karren, das Quirlen fladernden Dampfes. Dagegen ist Paul Paetsche beinahe gütlich. Er malt den Berliner Nordhafen und den Neubau des Sanktjohannisviertels; die Bilder sind in ein weißliches, farblos flimmern des Licht getaucht. Durch ein opaleszentes Grau zuden der Nervenbüschel der Großstadt. Späßig und doch eindringlich sind die Arbeiten von Walter Klemm. Aus den Hallen des Leipziger Bahnhofes macht er ein Silhouettenpiel; die Arbeiter stehen wie aus dem Modellierbogen geschnitten. Und doch lebt diese gnomonische Welt mit fellsamer sprühender Festigkeit. Stark und fast pathetisch wirkt es, wenn Franz Hedendorff zeigt, wie der Untergrundbahn das Bett gewählt wird. Dem Pfluge fern, werden die Wagen in Hast tollen, jetzt reißt man in den Sand die gewaltige Wunde, metertief, klaffend. Diesem Maler verwandt, aber reifer und akademischer zugleich, ist Robert Stern. Er müht sich seit Jahren um das gleiche Problem. Arbeiter stehen im schlagenden Licht greller Sonne; das Fleisch wird zu Mahagoni, violette Flammen laufen über den Ocker der Gewänder und der Steine. Mit eisernen Stangen wollen die Männer einen Block wälzen. Lebendige Hebel wirken im straffen Rhythmus.

Neben solchen Bildern wollen die Radierungen der beiden Londoner Brangwyn und Pennel angesehen sein. Von beiden wurde hier schon gesprochen, als sie im vergangenen Jahre Arbeiten in der Sezession zeigten. Brangwyn ist der Stärkere. Er ist ein Regisseur des Lichtes. Wenn er den Koloz eines abzubrechenden Dampfers jäh hochstoßen läßt oder wenn Grabarbeiter einen Toten aus dem Bereich der bröhnenden Hämmer tragen, dann spiegelt sich die Spannung der Szene in dem Hell und Dunkel; zu Massen geballt, scharf aufeinanderprallend kämpfen Licht und Finsternis. Pennel hat die Essen gesehen, wie sie den Rauch durchschneiden; er sah die Drahtseile, an denen die Kohlenkarren wie gigantische Vögel hin- und herschwirren. Pennel sah auch die Wollenträger, die den Himmel zerreißen möchten; er sah die Menschen tief unten, eine flimmerige Masse von Ungezählten.

Robert Dreuer.

Kleines Feuilleton.

Wirtschaftsgeschichte.

Wie der Heilige Stuhl seine Arbeiter vor 600 Jahren entlohnte. Die vorjährige Generalversammlung der Görresgesellschaft in Hildesheim wurde durch einen Vortrag von H. P. Schaefer über das obige Thema geziert, anscheinend zu dem löblichen Zwecke, die sozialen Verdienste der römischen Kurie auch während des grauen Mittelalters in hellem Lichte erscheinen zu lassen. Der Vortrag ist nunmehr in der „Römischen Quartalschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte“ (1911. Heft 4) abgedruckt, und so läßt sich an Hand der dort mitgeteilten Zahlen ein interessantes Bild der Lebenshaltung der Arbeiter der päpstlichen Kurie im 14. Jahrhundert entrollen. Ob es so ganz den Lobeserhebungen des Verfassers entspricht, wird sich alsbald zeigen.

Folgendes waren die Tagelöhne an der päpstlichen Kurie in Avignon, nach dem Realgehalt in heutige Mänge umgerechnet. Bauhandwerker erhielten 1,10 bis 2,20 M.; Anstreicher und Maler 2,50 M.; Handlanger 1,10 M.; ungelernete Arbeiter und Frauen 45 Pf.; Gartenarbeiter 1,25 M., Gartenarbeiterinnen 50 Pf. Wenn man auch in Betracht zieht, daß Arbeiter und Handwerker, die an der päpstlichen Kurie im Tagelohn waren, auch ihr Essen aus der großen Küche erhielten, so sind dennoch die angeführten Löhne eher alles andere als hoch zu nennen.

Man behauptet zwar der Verfasser, die Kaufkraft des Geldes sei damals im Vergleich mit heute viermal so hoch gewesen, so daß die realen Löhne in Wirklichkeit auch viermal so hoch waren. Ob jedoch

diese letzte Annahme zutrifft, zeigen die damaligen Preise der wichtigsten Lebensmittel, ebenfalls in heutige Preise und Masse umgerechnet.

Ein Doppelzentner Weizen kostete durchschnittlich 10 M., während er heute auf 20 M. zu stehen kommt. Es betrug also damals der reale Jahreslohn des Handlangers (ohne päpstliches Essen) nur 30 Doppelzentner Weizen, während er heute nicht unter 50 Doppelzentner sinken dürfte. Ein fetter Dachs kostete 110 M.; Salzfleisch und Speck etwa 30 bis 40 Pf. ein heutiges Pfund; ein Hering 2 1/2 Pf.; Hühner 10 M. pro Stüd; Eier 2 Pf. das Stüd, Ruder 3—4 M. das heutige Pfund; Brennholz 40 Pf. pro Zentner, Talglitzen etwa 57 Pf. pro Pfund.

Recht billig waren nur die Wohnungsmieten. Zwei Stuben mit Küche und Kelleranteil kosteten in Avignon monatlich nur 5 bis 6 M. Für 15 M. konnte man sich schon ein ganzes Haus mieten. Es hätten jedoch wohl nicht sehr viele Arbeiter dazu kommen können.

In einem grellen Gegensatz zu den Arbeitslöhnen stehen die Gehälter der Geistlichen und höheren Beamten. Der Justizmarschall hatte ein Gehalt von 12 500 M.; die päpstlichen Hauskapläne erhielten 2000 M. jährlich, die höheren Kanzleibeamten ebensoviel. Berücksichtigt man, daß nach den Angaben des Verfassers verschiedene andere Einkommen dieser beamteten Kurier das bloße Gehalt manchmal um das Vielfache übertrafen, so bleibt von der ausgleichenden Gerechtigkeit der römischen Kurie im Mittelalter eigentlich nicht sehr viel übrig.

Technisches.

Ein neues Verfahren zur Aufspeicherung der Sonnenwärme. Eine dauernde Verhütung über die Gefahr der allmählichen Erschöpfung der natürlichen Brennstoffe kann der Mensch nur dadurch erlangen, daß er die Naturkräfte in ganz anderem Umfang in seine Dienste zieht als es ihm bisher gelungen ist. Die Wasserkraft des Festlandes werden ihm niemals vollen Ersatz für Steinkohle und Petroleum geben, obgleich man sie mit dem Rahmen einer weißen Kohle belegt hat. Besser stünde es schon mit einer Verwertung der Ebbe und Flut und überhaupt der bewegenden Kräfte des Meeres, aber die Versuche zu ihrer Ausnutzung in der sogenannten Gezeitenmühle und dergleichen sind als gescheitert anzusehen. Auch der Wind hat sich als zu unzuverlässig erwiesen, um regelmäßige Kraftleistungen auf seine Verwertung aufzubauen. Das höchste Ziel, was dem Genie der Zukunft zu erstreben und zu erreichen bleibt, ist die Einspannung der Sonnenwärme in die Herrschaft des Menschen. Auch die Sonne scheint nicht immer, und man wird danach bei ihr ebensowenig wie beim Mond auf eine ununterbrochene Kraftleistung rechnen können. Durch geeignete Aufspeicherung der Kraft aber würde es vielleicht doch gelingen, eine Nutzung im großen Maßstabe zu gewinnen. Auch in dieser Richtung ist schon viel experimentiert worden, namentlich in Gegenden, wo die Sonne fast unausgesetzt scheint und ein ungewöhnlich heißes Klima bedingt. Besonders Kalifornien ist eine Stätte für Versuche mit Sonnenmotoren u. dergl. geworden.

Jetzt lenkt eine neue Erfindung dieser Art die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Sie geht von dem Amerikaner Frank Shuman aus. Es soll bei der neuen Anlage bereits gelungen sein, die Konzentration der Sonnenstrahlen auf das Doppelte zu steigern, aber es wird eine weitere Verstärkung auf das Dreifache erwartet. Der Grundsatz ist derselbe wie bei früheren Sonnenmotoren, nämlich die Konzentrierung der Sonnenstrahlen gegen einen verhältnismäßig kleinen Kessel, indem durch sie Dampf von hinreichend hohem Druck erzeugt wird. Bei dem Verfahren von Shuman bestehen die Kessel aus Platten von etwa einem Quadratmeter Fläche und nur 6 Zentimetern Dicke. Das Material ist verzinnertes Kupfer, das auf der Außenseite schwarz angestrichen ist. Ebenso sind die Kessel mit zwei Glascheiben eingedeckt, zwischen denen sich ein mit Luft gefüllter Raum befindet. Außerdem sind noch andere Vorrichtungen zur Isolierung von Wärme getroffen worden. Von solchen Kesseln werden 22 nebeneinander in einen Rahmen zusammengefügt, und bei der jetzt ausgeführten Anlage waren wieder 26 solcher Reihen vorhanden. Die Gesamtzahl der Kessel beläuft sich also auf 572. An dem oberen Rand eines jeden Kessels ist ein versilberter Glaspiegel in einem bestimmten Winkel angebracht und ein ähnlicher am unteren Rand. Ein längs des Bodens verlaufendes Rohr führt das Wasser zu, während ein größeres Rohr längs des oberen Randes Dampf aufnimmt und ihn dem Hauptrohr von 20 Zentimeter Stärke zuleitet. Jede Kesselreihe kann als Ganzes in verschiedenen Winkeln zur Sonne aufgestellt werden, aber eine Veränderung der Lage ist nur in Abständen von drei Wochen nötig. Sie erfolgt stets so, daß die Sonnenstrahlen um die Mittagszeit senkrecht auf die obere Fläche der Kessel fallen. Dr. Aldermann teilt in der „Nature“ einige Beobachtungen mit, die er mehrmals an der neuen Anlage gemacht hat. Zunächst wurde bei nur einem Kessel und ohne Anwendung von Spiegeln eine Temperatur von fast 120 Grad gemessen. Bei einer Aufnahmefläche von rund 400 Quadratmeter wurden in einer Stunde mehr als 800 Pfund Dampf bei Atmosphärendruck erzeugt. Diese Versuche fanden aber in einem dafür sehr wenig günstigen Klima statt, und es wird angenommen, daß in Ländern wie Kalifornien, Ägypten, Australien noch weit bessere Erfolge erzielt werden könnten.